

IVO PALA
SCHWARZER
STURM

DARK WORLD SAGA 2

ROMAN



KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de
<https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>



Originalausgabe März 2017

Knaur Taschenbuch

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

© 2017 Ivo Pala

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Illustration Speer: istock/dearbear

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51916-5

2 4 5 3 1

*Für euch,
die ihr bereit seid, mir ins Dunkel zu folgen.*

Wo Schicksal und Schwüre aufeinanderprallen,
scheint kein Raum für Freiheit.
Doch der Schein trägt ...

VERLASSEN



ZANE ARKEEN

Dunuum

Die Decke aus schiefergrauen Aschewolken hing so tief, dass man das Gefühl hatte, sie erdrücke das Land. Je länger die ewige Dunkelheit anhielt, desto kälter wurde es. Noch ein paar Wochen vielleicht, und sogar der von den fauligen Abwassern der Stadt und der Gerbereien verdeckte Rahn würde zufrieren. Schon jetzt bildeten sich am Ufer entlang der Stadtmauer, dort, wo das Wasser flacher war als im Hafenbecken, erste, schrittweite Eiskrusten. Zane Arkeen hasste die Kälte, die einem tief bis in die Glieder kroch und die einen lähmte, ganz gleich, wie dick man sich auch anziehen mochte. Die allgegenwärtige und nicht enden wollende Dunkelheit jedoch war ihm äußerst willkommen; sie war seine Verbündete. Königin Rielles Soldaten suchten überall nach ihm, wegen der Sache in Kutera. Er musste Dunuum und Twydydyn unbedingt verlassen, so schnell es ging. Wohin, wusste er noch nicht. In die Normark vielleicht oder auch nach Bo'Meran. Aber für die Überfahrt und den Neuanfang brauchte er Gold. Viel Gold. Es gab nur einen Weg, es zu beschaffen.

Um zu vermeiden, dass sein auffälliges und weithin bekanntes Äußeres ihn verraten konnte, hatte er sich einen langen Schal aus schwarz gefärbtem Leinen einem Turban gleich um sein weißes Haar und die untere Hälfte seines Gesichts gewickelt. Nurmehr seine Augen waren zu erkennen; wache Augen, mit denen er auf seinem Streifzug durch die Straßen zwischen den Kupferberghöhlen und dem königlichen Palast Ausschau hielt nach der fettes-

ten Beute. Wie ein lebendiger Schatten bewegte er sich jenseits des Lichts, das von den wenigen Fackeln und aus den Fenstern der umgebenden Fachwerkhäuser und Holzhütten geworfen wurde.

Zane Arkeen erspähte am anderen Ende der Kopfsteinpflasterstraße eine kleine Gruppe junger Adliger. Vier Männer und zwei Frauen in reichen Gewändern aus Seide und Brokat, hörbar ange-trunken und überschwenglich gut gelaunt. Ganz offenbar kehrten sie gerade von den Kampfgruben in den Höhlen zurück, und ihre Ausgelassenheit ließ darauf schließen, dass ihre Wetten zu den Kämpfen dort aufgegangen und ihre Börsen jetzt prall gefüllt waren.

Zane Arkeen war sicher, dass er für eine lange, lange Zeit aus-gesorgt hätte, wenn er sie jetzt um ihre Gewinne erleichtern wür-de. Die Versuchung war groß, aber das Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Leibwächter, die die jungen Adligen auf ihrem Weg zurück in die Sicherheit des königlichen Palastes begleiteten, er-stickte sie im Keim. Zane Arkeen drückte sich noch tiefer in die Schatten und ließ die Gesellschaft unbehelligt passieren.

Mit der Dunkelheit verschmolzen und ohne sich zu rühren, stand er da und beobachtete weiter.

Es folgten mit der Zeit eine ganze Reihe Männer, Frauen und auch Kinder, allesamt einfaches Volk. Es war ihnen auf den ersten Blick anzusehen, dass keiner von ihnen mehr besaß als die weni-gen zerschlissenen Lumpen, die er auf dem Leib trug. Vereinzelt kamen kurz darauf auch Kaufleute vorüber, aber wie die Adligen waren sie mit Geleitschutz unterwegs. Das machte das Risiko, bei einem Überfall auf sie verletzt oder gar getötet zu werden oder die königlichen Wachen auf sich aufmerksam zu machen, einfach zu groß.

Zane Arkeen setzte sich wieder in Bewegung und schlich weiter, weg von den Hauptstraßen, hin zu den noch dunkleren Gassen.

Er kannte das heruntergekommene Viertel wie den Rücken sei-ner eigenen Hand; er war hier aufgewachsen. Jüngster von drei Söhnen eines Straßenpredigers und Herstellers von Arzneien und

Tinkturen, deren einzige Wirkung es war, die Taschen seines Vaters gerade einmal so weit zu füllen, dass es für seinen wöchentlichen Zug durch die Tavernen und die nächste Hure reichte.

Die kurze Erinnerung brachte Zane Arkeen auf eine Idee, und er wechselte erneut die Richtung. Seine lautlosen Schritte führten ihn zum *Schwalbennest*.

Das Schwalbennest war früher einmal ein kleiner Marktplatz am Ende dreier vom alten Hafen heraufführender Straßen, aber mit dem Bau des neuen Hafens – gut zwanzig Jahre vor Zane Arkeens Geburt – waren neue, größere Marktplätze entstanden, und die Huren und Luden hatten den Platz für sich erobert. Mehr als einmal hatte Zane Arkeen in seiner Kindheit den bis zur Besinnungslosigkeit betrunkenen und wieder einmal pleiten Vater von hier nach Hause geschleppt.

Zane Arkeen würde nie vergessen, wie sein Vater gestunken hatte, nach billigem Parfum, noch billigerem Fusel, nach seiner eigenen Pisse und nach salzigem Sperma. Ebenso wenig würde er vergessen, wie sein Vater jedes Mal auf halber Strecke wieder einigermaßen zur Besinnung kam und ihn den Rest des Wegs lallend verfluchte, trat und schlug. Bis zu jenem verregneten Morgen, an dem Zane Arkeen den Gestank, die Demütigungen und die Tritte nicht länger ertrug und den Vater statt nach Hause zum alten Hafen hinunterführte. Ein paar in verzweifelter Wut gedroschene Schläge mit einem am Straßenrand gefundenen Knüppel, ein Strick, ein alter rostiger Anker, und der letzte Trunk, den sein Vater in tiefen, atemlosen Schlucken nahm, war das Wasser des Rahn – die letzte Hure, in die er seinen fauligen Schwanz steckte, war der schwarze Schlamm am Grund des Hafenbeckens.

Das war der Morgen gewesen, an dem Zane Arkeens Haar lange vor der Zeit schlohweiß geworden war, als ewiges Zeichen für den Mord am eigenen Vater.

Im Zentrum des kleinen Marktplatzes stand eine Statue, die einen Mann und zwei nackte Frauen mitten im Akt darstellte. Zane Arkeen hatte einmal versucht, die merkwürdigen Verren-

kungen der drei im wirklichen Leben auszuprobieren, und war gnadenlos gescheitert.

Man erzählte, dass die Statue früher eigentlich einmal Ios'Iah ak Meru, den Gründer der tyrannischen Dynastie, in voller Drachentrüstung auf einem sich aufbäumenden Hengst gezeigt hatte. Aber nach der Machtübernahme durch Fyngar ak Aésbrunn, den Befreier aus der Normark, hatte ein zwerghenwüchsiger Bildhauer namens Lotrich im Auftrag der Luden und Huren die Skulptur komplett zu ihrer jetzigen Gestalt umgearbeitet, um die Kundschaft anzulocken und zu Ausschweifungen zu animieren. Die Belohnung des Krüppels für seine Arbeit war lebenslange Kost und Logis in den Tavernen des Schwalbennests und einmal am Tag eine Hure seiner Wahl. Lebenslang war in Lotrichs Fall weniger als ein Jahr; man wurde sich nie einig, ob er sich nun am Ende totgesoffen oder sich von den Frauen mit einer der zahlreichen Krankheiten angesteckt hatte. Zane Arkeen glaubte eher eine dritte Version der Geschichte, die man sich nur hinter vorgehaltener Hand erzählte: Die Huren waren es schnell leid geworden, ihm Tag für Tag zu Diensten zu sein, ohne etwas an ihm zu verdienen, und hatten ihn in der Bildhauerwerkstatt mit seinen Hämmern und Meißeln massakriert.

Auf dem rechteckigen Platz um Lotrichs Statue herum wechselten sich Tavernen und Bordelle ab. Die Bordelle des Schwalbennests waren eine weithin bekannte Besonderheit. Man hatte ihre Frontwände komplett entfernt, so dass man vom Marktplatz aus direkt in die einzelnen Kammern der zweistöckigen Gebäude sehen konnte wie in die Waben eines Bienenstocks. Darin räkelten und präsentierten sich die Huren, um Kundschaft für sich zu gewinnen. Hatten sie einen Freier geködert, wurde zum Platz hin ein Vorhang zugezogen; außer der Freier wollte, dass man ihm dabei zusah – aber das kostete natürlich mehr. Zane Arkeen fragte sich, wie viel kälter es wohl noch werden musste, ehe man die Wände wieder hochzog.

Zane Arkeen ließ die Tavernen und Bordelle links liegen, ohne ihnen weitere Beachtung zu schenken; sie waren allesamt zu gut bewacht für seine Zwecke. Sein Ziel waren die schmalen dunklen

Gässchen dazwischen und deren Hinterhöfe. Hier lungerten die Huren, die sich im Schwalbennest kein eigenes Zimmer leisten konnten. Zweite Wahl, wenn man so wollte; für Zane Arkeen aber jetzt die erste.

Mit gesenktem Kopf, aber bewusst langsamen Schritten, um nicht aufzufallen, überquerte Zane Arkeen den Platz. Hier herrschte rund um die Uhr Hochbetrieb. In gut der Hälfte der Hurenwaben in den umliegenden Häusern waren die Vorhänge zugezogen, und die nächsten Freier warteten bereits derart dicht gedrängt auf ihre Abfertigung, dass Zane Arkeen sich wünschte, über auch nur eine Spur von Geschick als Taschendieb zu verfügen; er würde binnen der nächsten halben Stunde alles Gold zusammensammeln, das er für seine Flucht brauchte.

Er drängelte sich zwischen den trotz der Kälte verschwitzten Leibern hindurch, blendete den bizarren Chor aus zänkischem Gegröle, aus den Waben dringendem Stöhnen und Keuchen und gleich aus mehreren Tavernen strömender Musik so gut er konnte aus und gelangte unbehelligt in eine der finsternen Seitenstraßen.

An den ersten zu beiden Seiten am Rand stehenden Huren ging er, trotz ihrer lockenden Rufe und eindeutigen Einladungen, vorbei, ohne sie überhaupt auch nur eines Blickes zu würdigen; sie waren viel zu nah am Marktplatz. Erst als er weiter ins Dunkel der engen Gasse geschritten war, hob er den Kopf und begann, das Angebot zu begutachten.

Wie zu allen Zeiten und an allen Orten der Welt waren die Frauen abseits vom Zentrum um einiges weniger attraktiv. Dafür waren sie wesentlich anschmiegsamer und sehr viel freundlicher. Schließlich entdeckte Zane Arkeen neben dem Eingang zu einem Hinterhof ein rothaariges Muttchen mit unglaublich weit ausladendem Vorbau und einem Lächeln, das so strahlend war wie die Sonne, an die Zane Arkeen sich kaum noch erinnern konnte. Ihr rundes, fröhliches Gesicht war übersät von Sommersprossen, und trotz des diffusen Dämmerlichts konnte Zane Arkeen erkennen, dass sie meerblaue Augen hatte.

»Komm mal her zu Mama, mein Kleiner!«, rief sie mit einem aufmunternden Lächeln, obwohl sie ganz gewiss gut zwei Kopf kleiner war als er. Dabei breitete sie einladend ihre Arme aus und brachte ihre gewaltigen Brüste mit voller Absicht zum Wackeln.

»Sag, was hast du Besonderes zu bieten, Muttchen?«, fragte Zane Arkeen gespielt kokettierend. Er konnte äußerst charmant sein, wenn er es darauf anlegte. »Ich meine, außer deinen beiden Prachtbojen.«

Sie lachte herzlich auf und trat so dicht an ihn heran, dass sie mit ihren Brüsten seinen Bauch berührte. »Als ob ihr Kerle mehr bräuchtet als zwei große Glocken, die euch den Weg heimläuten. Wonach steht dir denn der Sinn, Fremder?«

»War verdammt lange unterwegs und mein Hunger ist entsprechend groß.«

Sie lachte erneut. »Ein Seemann also. Nach Wochen auf Fahrt glaubt deinesgleichen immer, dass euer Hunger groß sei, doch dann ist der erste Appetit meistens schon nach drei, vier Stößchen gestillt, und nichts geht mehr.«

»Genau deshalb suche ich eine, die ihr Handwerk versteht«, sagte Zane Arkeen. »Eine, die weiß, dass ein Menü immer aus mehreren Gängen besteht und die Suppe nur eine Vorspeise ist.«

Ihre blauen Augen blitzten auf. »Das volle Programm also? Aber das kostet dich einiges.«

Er zauberte ein Silberstück aus der Tasche und hielt es ihr vor die Stupsnase. »Eine Anzahlung.«

»Für die ersten beiden Gänge müsste es reichen.« Sie packte das Silber schneller, als er es hervorgezogen hatte, und steckte es mit einem wirklich verführerischen Zwinkern weg. Zane Arkeen beobachtete ganz genau, wo sie es verstaute.

»Dann wollen wir mal.« Sie drehte sich um, machte eine Geste, dass er ihr folgen sollte, und ging voraus durch den dunklen Toreingang in den noch dunkleren Hinterhof.

Zane Arkeen legte instinktiv die Hand an den Griff seines unter dem Umhang verborgenen Dolchs. Er ging langsamer als die

Hure, um seinen Augen Zeit zu geben, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, und lauschte konzentriert, ob außer ihnen noch jemand hier hinten war. Die Wahrscheinlichkeit, in eine Falle gelockt und von Komplizen der Bordsteinschwalbe ausgeraubt zu werden, war keinesfalls gering. Aber sie erreichten eine Nische in der hinteren Mauer des Hofes, ohne dass er Anzeichen für einen Hinterhalt entdeckte.

»Wenn du noch einen Helli drauflegst«, flüsterte die Hure mit gurrender Stimme, »zünde ich uns eine Kerze an, damit du die ganze Pracht meiner Waren noch besser sehen kannst.«

»Ich will nicht geizig erscheinen, aber ich finde es sehr viel spannender, sie zu fühlen, deine Waren«, antwortete Zane Arkeen und verspürte ein wohliges Zucken zwischen seinen Schenkeln und wie sein Glied hart wurde. Ganz gegen seinen Willen musste er zugeben, dass die Frau ihn anmachte mit ihrer gelassenen Freundlichkeit, mit ihrer charmanten Koketterie – und nicht zuletzt mit ihrer drallen Figur.

Einen Moment lang überlegte er, ob er sie nicht vielleicht doch erst benutzen sollte, ehe er sie ausgeraubte. Es lag Ewigkeiten zurück, dass er zuletzt mit einer Frau zusammen war. Er fragte sich, wie es sich wohl anfühlen würde, das warme, nackte Fleisch ihrer großen Brüste in seinen Händen ... wie sie wohl schmecken mochten, ihre Nippel ... und ob sie groß und weich waren oder klein und hart ...

Noch während er sich das fragte, spürte er plötzlich etwas Kaltes an seiner Kehle – etwas Scharfes.

»Ich schlage vor, wir überspringen das Menü und kommen gleich zur Bezahlung.« Die Stimme der Hure hatte plötzlich all ihre freundliche Wärme verloren. Sie war so kalt und so schneidend wie die Klinge an Zane Arkeens Kehle. »Her mit dem Geld! Alles!«

Zane Arkeen lachte auf.

»Hältst du das für einen Witz?«, fragte sie leise zischend. »Die Zeiten sind hart, und ich schwöre bei allen Göttern, den alten und den neuen, dass ich dir die Gurgel aufschlitze, wenn du nicht so-

fort mit der Penunse rausrückst.« Zur Betonung drückte sie ihm das Messer noch ein wenig fester gegen den Hals.

»Ich danke dir, Hure«, flüsterte Zane Arkeen. »Obwohl, vielleicht bist du in Wahrheit ja gar keine Hure, und ich sollte dich besser ›Diebin‹ nennen oder ›Räuberin‹.«

»Mir danken? Wofür?«

»Du machst es mir leichter.«

»Was?«

»Zu tun, weshalb ich eigentlich hier bin.« Noch ehe sie reagieren konnte, hatte Zane Arkeen mit seiner behandschuhten Linken die Klinge an seiner Kehle gefasst und mit der rechten Faust einen kurzen geraden Hieb mitten in ihr hübsches Gesicht gesetzt. Er fühlte und hörte, wie ihre Stupsnase unter dem harten Treffer seiner Knöchel brach.

Der Aufschrei der Hure war erstickt und röchelnd. Sie torkelte nach hinten gegen die Wand der Nische. Das Messer hatte sie vor Schreck losgelassen. Zane Arkeen presste es ihr gegen den Hals. »Um es mit deinen Worten zu sagen: Her mit dem Geld! Alles!«

Trotz der Dunkelheit konnte er erkennen, wie sie versuchte, den Schmerz in ihrem Gesicht zu unterdrücken und durch das Blut, das aus dem Wrack ihrer Nase strömte, hindurch zu lächeln. »Warte, Fremder. Lass uns darüber reden.« Sie nestelte mit zitternden Fingern die Schnürung ihrer Tunika auf. »Vielleicht hatten wir nur einen schlechten Start. Aber ich kann versuchen, das wiedergutmachen. Ich bin wirklich unglaublich geschickt im Wiedergutmachen, weißt du. Nimm dir, was du willst ... was immer du willst, verstehst du? Auch das Silber, das du mir schon bezahlt hast, aber lass mir den Rest. Ich hab vier Kindermäuler zu stopfen und einen Tunichtgut von Mann, der schneller Schulden macht, als ich anschaffen kann. Er prügelt mich windelweich, wenn ich mit leeren Taschen nach Hause komme. Tu mit mir, was du willst, wirklich, alles, aber lass mir mein Geld. Bitte.«

»Wenn du nicht sofort mit dem Geld herausrückst, befreie ich dich von all deinen Sorgen«, antwortete Zane Arkeen leise und

kühl. »Von deinen Kindern, dem Mann, dem Zuhause. Ein einziger Schnitt, und das alles ist Vergangenheit. Nie wieder anschaffen, nie wieder Prügel. Was hältst du davon?«

Noch im Begriff, den Ausschnitt ihrer Tunika zu weiten, um ihm ihre Brüste zu präsentieren, zuckten ihre Hände weg davon zu den Taschen ihres Rocks, und unter Klimpern brachte sie ihre Einnahmen zum Vorschein, ihre Beute. »Nicht besonders viel, ich weiß«, sagte sie, »aber es ist alles, was ich habe.«

Zane Arkeen musste ihr zustimmen. Es war wirklich nicht besonders viel. Die größte Münze davon war die, die er selbst ihr gegeben hatte. Er unterdrückte einen Fluch. »Wickle es in ein Tuch.«

»Ich habe kein Tuch.«

»Dann reiß eines von deinem Rock!« Er stand kurz davor, von Ungeduld übermannt zu werden.

Die Frau legte die Münzen auf einen Vorsprung in der Nische und riss einen Fetzen Stoff vom Saum ihres Rocks. Dabei hörte Zane Arkeen ein weiteres Klimpern.

»Keine Ehre mehr unter Dieben«, sagte er mit einem spöttischen Lachen. »Zieh dich aus!«

»Aber ...«

»Zieh dich aus!«, wiederholte Zane Arkeen noch schärfer und drückte ihr mit einer schnellen Bewegung die flache Seite der Klinge gegen die gebrochene Nase.

Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus, nickte eilig und begann, ein Kleidungsstück nach dem anderen abzulegen und sie Zane Arkeen einzeln zu reichen. In darin verborgenen Taschen fand er noch einmal gut das Zehnfache von dem, was sie freiwillig herausgerückt hatte. Seine Laune besserte sich, und er legte alles in das Tuch, das sie vom Rock gerissen hatte. Er wickelte es zusammen und steckte es unter seinen Umhang.

»Kann ich mich wieder anziehen?«

Zane Arkeen schlug zu. Nicht so hart wie vorhin, nur mit der flachen Hand. »Die ganze Arbeit hat mir doch noch Appetit ge-

macht«, sagte er. Die Angst in ihrem Blick erregte ihn noch mehr als ihre Nacktheit. »Ich denke, ich werde von deinem Angebot kosten. Aber nur den Hauptgang.«

»W-was meinst du?«

»Bück dich über den Balken da und halt schön still.«

Die Angst in ihrem Blick wich hasserfühltem Widerstand. »Ich will verdammt sein, wenn ich mich jetzt auch noch von dir ficken lasse.«

Er schlug ein weiteres Mal zu, diesmal mit dem Handrücken gegen ihr Jochbein. »Verdammt sind wir alle, Weib. Dich trifft's nur gerade etwas härter als mich. Also los, bück dich.«

Ihr vormals hübsches Gesicht war jetzt noch blutverschmierter und geschwollen, aber es war nicht ihr Gesicht, das Zane Arkeen interessierte. Mit lüsternem Grinsen sah er ihr dabei zu, wie sie sich umdrehte und über den Balken beugte. Er zog die Handschuhe aus; er wollte ihre schweren Brüste fühlen, während er sie von hinten nahm.

Doch ehe er überhaupt dazu kam, seine Hose zu öffnen, hörte er hinter sich eine rauhe Stimme: »So, so, wer wagt es denn hier, Urtis Weemans Schwalben derart respektlos zu behandeln?«

Zane Arkeen fuhr herum. Die Männer waren zu dritt, bewaffnet mit Keulen und langen Messern. Einer von ihnen trug eine Fackel. Zane Arkeen ließ seine Handschuhe fallen und zog den eigenen Dolch aus dem Gürtel. »Meine Herren, wenn Ihr vielleicht die Güte hättet, auf der Stelle umzudrehen und wieder zu verschwinden. Falls nicht, werden morgen Eure Mütter, Frauen und Kinder um Euch trauern.«

»Hört, hört!«, erwiderte der Mittlere der drei. »Scheint, der Fremde ist nicht nur respektlos, sondern auch noch dumm. Was sagt ihr, Jungs? Sollen wir ihm zeigen, wie wir hier im Schwalbennest auf Respektlosigkeit und Dummheit antworten?« Die anderen beiden grinsten und nickten.

Zane Arkeen wusste, dass seine beste Chance im direkten Angriff bestand. Er hechtete los – aber er kam nicht weit. Mit einem

Schrei hatte sich die Hure von hinten auf ihn gestürzt, ihm mit aller Kraft in die Kniekehle getreten, so dass er ins Stolpern geriet, und war auf seinen Rücken gesprungen, mit ihren Fingernägeln nach seinen Augen kratzend. Reaktionsschnell stach er über die Schulter hinweg nach hinten zu. Er konnte spüren, wie der Dolch sie am Schädel traf und sie ihn mit einem zweiten Schrei wieder losließ und von ihm abrutschte. Dabei riss sie ihm den Turban vom Kopf. Noch im gleichen Moment waren die drei Männer auch schon bei ihm und schlugen mit ihren Keulen auf ihn ein. Eine traf ihn so hart am Kopf, dass er wankte. Eine zweite schlug ihm den Dolch aus der Rechten. Er versuchte, die nächsten Schläge abzuwehren, und sah zugleich ihre Klingen aufblitzen.

Was für ein beschissener Tod, dachte er.

»Wartet!«, rief da der Anführer. »Tötet ihn nicht! Seht nur, wen wir hier vor uns haben. Das ist kein Geringerer als Zane Arkeen. Auf seinen Kopf ist eine gewaltige Belohnung ausgesetzt. Aber Königin Rielle will ihn lebend.«

Zane Arkeen brüllte auf und wollte sich mit der Kraft der Verzweiflung freikämpfen. Aber die Schläger verstanden ihr Handwerk, und schon wenige Augenblicke später fiel der ehemalige Commodore bewusstlos in den Dreck.

SZUMA

Kutera

Die Aschewolken erstreckten sich über den Himmel, eine endlose Decke aus wogenden, grauen und schwarzen Geschwüren, an manchen Stellen von tiefdunklem Rot und schmutzigem Lila durchzogen. Ein Hoffnungsschimmer, der verriet,

dass die Sonne dahinter noch existierte – und damit die Sehnsucht nur noch größer machte ... schlimmer.

Szuma stand an der scharfen Kante der vom Wind gepeitschten Felsenklippe und hielt mit zusammengekniffenen Augen angestrengt Ausschau gen Osten, über die sturmtosende See hinweg.

Wie jeden Tag.

Seevögel jagten kreischend dicht über das aufgeschäumte Wasser weit unter ihr, wo der aufgeblähte, bleiche Kadaver eines riesigen Wals in den Wellen trieb, umringt von Haien und anderen Raubfischen. Der Anblick schnürte ihr die Kehle zu.

Szuma war nicht abergläubisch – anders als viele ihres Volkes war sie nicht einmal besonders gläubig –, aber das nahezu völlige und andauernde Fehlen von Licht, das Anhalten des Unwetters und nun noch das grausige Bild von Verwesung und von der Gier der Aasfresser aus den Tiefen der See und des Himmels erfüllten sie mit großem Unbehagen und düsterer Ahnung. Ihre Beine wurden schwach, und sie musste sich auf den langen Speer in ihrer Hand stützen.

Sie wollte sich schelten für diese Empfindlichkeit, die ihr kindisch vorkam. Zugleich jedoch spürte sie tief in ihrem Innern eine seltsame, erdrückende Gewissheit. »Ein schlechtes Omen«, sagte sie daher beunruhigt. »Raymo ist in Gefahr.«

»Du weißt ganz genau, der Caldäer ist unverwüstlich, Szuma«, erwiderte Lambes beschwichtigend mit der für ihn typischen Leichtfertigkeit. Der Einäugige stand neben ihr. »Du kennst ihn doch. Er hat gesagt, er kehrt zu dir zurück, also kehrt er auch zu dir zurück.«

Szuma schüttelte den Kopf. Sie fühlte, dass Lambes sich irrte. »Er ist schon zu lange fort. Wäre seine Mission, die milaresische Galeere zu stoppen, ehe sie ihre Heimat erreicht, erfolgreich gewesen, wäre er längst wieder hier. Wir müssen etwas tun.«

»Was denn?«, fragte Lambes. »Wir haben alles getan, was zu tun ist. Die Holzfestungen sind alle drei wieder aufgebaut und verstärkt, deine Leute habe ich so gut ich nur kann in der Hand-

habung der milaresischen Waffen und Taktiken ausgebildet. Sollte Raymo also tatsächlich versagt haben – was ich keinen Augenblick lang zu glauben bereit bin –, und die Männer aus Eisen kehren deshalb mit ihren Schiffen wieder hierher zurück, sind wir so gut vorbereitet, wie wir nur sein können. Alles andere liegt nicht in unserer Macht, Prinzessin.«

Lange erwiderte Szuma nichts darauf. Sie starrte nur weiter auf den Kadaver des Wals herab. Wie die Haie und die Vögel sich auf ihn stürzten, Stücke aus ihm herausrissen. So wie die Männer aus Eisen Stücke aus ihrem Land gerissen hatten; auf der Jagd nach den blauen Steinen und vor allem nach der Crata Gyna.

»Ich muss ihm nach, Lambes«, sagte sie schließlich entschlossen. »Ich spüre, er braucht mich.«

»Ihm nach? Wie denn, Szuma? Wir haben kein Schiff. Und selbst wenn wir eines hätten, uns fehlt die Mannschaft.«

»Wir haben Boote. Viele Boote. Gute Boote.«

»Boote taugen nichts für die hohe See.«

»Man sagt, unsere Vorfahren kamen in einfachen Booten über das Meer aus dem Osten hierher, am Anfang der Zeit. Und die Bilder an den Wänden unserer ältesten Tempel erzählen davon, dass unser Volk früher einmal regen Handel betrieben hat mit den Ländern jenseits der Schwarzen See – ebenfalls in nicht mehr als ihren einfachen Booten.«

»Erzählungen, Bilder«, sagte Lambes geringschätzig. »Kennst du auch jemanden, der das zu deinen Lebzeiten getan hat?«

»Nein.«

»Dann sind das, was man sich so erzählt, vielleicht nichts weiter als Legenden, Prinzessin. Lügenmärchen und Abenteuergeschichten großer Taten, die man lediglich zur Unterhaltung erfunden hat.«

»Vielleicht«, gab sie schulterzuckend zu. »Aber das ändert nichts an meiner Entscheidung. Ich muss es versuchen.«

Er trat ein Stück näher an sie heran. »Auch auf die Gefahr hin, dass es dich dein eigenes Leben kostet?«

Sie konnte die Besorgnis in seiner Stimme hören. »Natürlich«, antwortete sie.

Lambes seufzte. »Du und der Caldäer ... ihr seid wirklich wie füreinander geschaffen, ihr zwei. Mit keinem von euch beiden hat man je auch nur einen einzigen ruhigen Augenblick.«

»Ich habe kein Wort davon gesagt, dass ich erwarte, dass du mit mir kommst.«

»Das tut Raymo auch nie«, erwiderte er mit einem schiefen Lächeln. »Aber irgendwie läuft's letzten Endes immer wieder darauf hinaus, oder? Er prescht nach vorne, und ehe ich es mich versehe, stecke ich neben ihm mitten drin im allergrößten Schlammassel. Ist fast wie ein verdammtes Naturgesetz. Und außerdem: Falls du dich wirklich auf den Weg machst – woran ich nicht einen Herzschlag lang zweifle – und es dir tatsächlich gelingen sollte, Milara zu erreichen – was ich übrigens nicht nur ganz stark bezweifle, sondern für vollkommen illusorisch halte –, wirst du wohl jemanden brauchen, der sich dort wenigstens ein bisschen auskennt.«

»Du glaubst also nicht, dass uns die Überfahrt gelingt?«

»Kein Stück.«

»Aber du willst dennoch mitkommen?«

»Absolut.«

»Auch auf die Gefahr hin, dass es dich dein eigenes Leben kostet?«, wiederholte sie seine Frage von zuvor.

»Natürlich«, antwortete er, so wie sie geantwortet hatte. »Mir scheint ohnehin allmählich, dass völlig sinnlose Unterfangen in dieser kaputten Welt das Einzige sind, was noch irgendeinen Sinn ergibt.«

»Was ich vorhabe, ist nicht sinnlos«, widersprach sie.

Er lachte. »Sag ich doch.«

LIZIA

Dunuum – Königlicher Palast

Die Gitterstäbe des kleinen Turmfensters waren eiskalt. Lizia hatte zum Schutz der Hände zwei Fetzen aus ihrem Rock gerissen, um sich länger an dem Eisen festhalten zu können. Sie stand auf Zehenspitzen auf der Platte des kleinen Tisches, den sie an die Steinwand ihrer Kammer gerückt hatte. Der Blick aus dem Fenster war ihr einziger Kontakt zur Außenwelt – begrenzt durch die kleinen Augenlöcher in der Ledermaske, die zu tragen sie gezwungen war. Es war eine kleine Außenwelt: ein Gefängnishof, in der Mitte eine Plattform, darauf zwei Kreuze aus Holz. Seit Tagen daran gefesselt standen der Caldäer Raymo Ten Mayne und der ehemalige General Harwee ak Sokay; nackt, verdreht, erschöpft und von Kopf bis Fuß übersät von blauen Flecken und Wunden, die ihnen die Folterknechte zugefügt hatten.

Raymo hatte im Brustton der Überzeugung behauptet, er würde einen Weg hier heraus finden, und er hatte Lizia versprochen, sie ebenfalls zu befreien und sie von hier fortzubringen – nach Kutera, dem neu entdeckten Kontinent weit im Westen, jenseits der Schwarzen See. Wenn sie Raymo jetzt so sah – ausgemergelt am Kreuz hängend, das lange zottige Haar vor dem Gesicht, die breite Brust sich im schwachen Atem nur noch flach hebend – wunderte sie sich, warum sie immer noch daran glaubte, dass es ihm tatsächlich gelingen würde.

Vielleicht ist es auch weniger Glaube, überlegte sie, als vielmehr reine Verzweiflung.

Wenn es ihm nicht gelang, sich und sie zu befreien, war ihr Schicksal besiegelt: Den Rest ihres Lebens würde sie in diesem Turm verbringen – solange bis ihre Schwester, Königin Rielle, mit ihrem neuen Gemahl, König Vas'Ko von Milara, einen eigenen Er-

ben gezeugt haben würde ... oder, falls das nicht gelingen sollte, bis Lizia dazu gezwungen wurde, ihr einen zu schenken, damit der Thron Twyddyns in der Blutlinie der ak Aésbrunn blieb.

Lizia hörte Lärm von jenseits der Gefängnistür. Gleichmäßige Tritte von mehreren schweren Stiefeln. Schnell duckte sie sich so weit, dass sie gerade noch mit den Augen über den Steinrand des Fensters nach unten spähen konnte.

Die Tür wurde entriegelt, und eine ganze Reihe Wachen betrat den Hof. Lizia zählte insgesamt zwölf Mann, gerüstet mit Brustpanzern, Speeren und Schilden mit dem königlichen Emblem der beiden ineinander verschlungenen Drachen.

Hinter ihnen kam Königin Rielle.

Lizia wunderte sich, wie es ihr gelang, in dieser mit jedem Tag mehr vor die Hunde gehenden Welt, wo Asche in der Luft lag wie früher herkömmlicher Staub, sich selbst und ihre prachtvolle Garderobe und vor allem ihr kupferrot scheinendes und mit Perlen und Edelsteinen durchwirktes Haar so makellos sauber zu halten.

Rielle raffte den Saum ihres weiten Rocks und schritt in studierter Anmut die Stufen zur Plattform nach oben. Raymo völlig ignorierend trat sie an ak Sokay heran. Für einen Moment verharrte sie dort, regungslos, dann aber krallte sie ihre Finger in seine schwarze Mähne und hob sein geschundenes Gesicht an. Selbst von hier oben konnte Lizia erkennen, dass der Blick unter seinen geschwollenen Augenlidern erschöpft war und leer. Seine Mundwinkel hingen schlaff herab. Die Lippen waren spröde vor Trockenheit und von Schlägen aufgeplatzt.

Rielles Gesicht war eine Maske aus kalter Verachtung.

»Heute ist es soweit, Sokay«, zischte sie, mit betonter Absicht das adelnde *ak* unterschlagend. »Das Ende eines Emporkömmings, der es nie verstanden hat, sich unterzuordnen ... dem es einfach an Demut fehlte. Aber heute werde ich sie dich lehren lassen, die Demut ... durch meinen Henker. Er wird dir zuerst ...«

Sie wurde unterbrochen – durch ein rauhes Auflachen seitens Raymos. »Wenn Ihr«, sagte er, »den Hund wirklich Demut lehren

wollt, während er stirbt, dann überlasst ihn unbedingt mir, Euer Majestät!«

Unwirsch wandte Rielle den Kopf und sah Raymo an. Angewidert, als ob sie eine Kakerlake auf ihrem Tellerrand entdeckt hätte. Sie gab einem ihrer Soldaten ein Zeichen, und er schlug dem Caldäer das Ende seines Speers in den Bauch. Soweit es seine Fesseln zuließen, klappte Raymo mit schmerzerfülltem Stöhnen zusammen. Doch noch ehe Rielle sich wieder ak Sokay zuwenden konnte, hob Raymo den Kopf und fuhr mit einem gehässigen Grinsen fort. »Ich meine es absolut ernst, Majestät. Ich schlage ihn für Euch tot. Mit bloßen Händen. Jetzt und hier. Vor Euren königlichen Augen breche ich ihm jeden Knochen im Leib, reiße ihm die Augäpfel heraus, seine Eier, jeden einzelnen seiner Zähne. Und ich lasse mir Zeit damit. Viel Zeit. Es wird Stunden dauern, bis er endlich wimmernd und Euch um Gnade anflehend verreckt. Glaubt mir, kein Henker wird ihn jemals so sehr leiden lassen können wie ich.«

Lizia war überrascht zu sehen, wie die eben noch angewiderte Miene ihrer Schwester neugierige Züge anzunehmen begann.

»Ich versichere Euch: Auf der ganzen Welt gibt es keinen Menschen«, fügte Raymo eilig hinzu, »der dieses verfluchte Schwein mehr hasst, als ich es tue. Nicht einmal Euer Majestät selbst. Er hat den einen Teil meines Volks vernichtet und den anderen in den Dreck getreten. Und mich hat er zum Galeerensklaven gemacht. Gäbe es für ihn, die Geißel Caldas, denn eine größere Demütigung, als ausgerechnet durch die Hand eines Caldäers zu sterben?«

»Du willst, dass ich dich losbinden lasse, und du erschlägst ihn dann einfach, während er hilflos am Kreuz hängt?«, fragte Rielle. Die Neugier verschwand allmählich wieder aus ihrem Gesicht und sie wollte sich erneut ak Sokay zuwenden.

»Oh nein, Majestät! Keineswegs!«, sagte Raymo mit einem aggressiven Knurren in der Kehle. »Ihr wollt ein Schauspiel, ich liefere Euch ein Spektakel! Bindet uns alle beide los. War es nicht früher einmal ein Spiel für ihn, in Duellen mit den Häuptlingen

unserer Hochlandklans seine ach so große Überlegenheit zu demonstrieren? Ich werde den Beweis antreten, dass jedes einzelne dieser Duelle von ihm manipuliert war. Dass dieses erbärmliche Stück Scheiße – Mann gegen Mann, Faust gegen Faust – nicht den Hauch einer Chance hat gegen einen Krieger aus Calda. Hier, vor Euren Augen, werde ich ihn zu Brei schlagen und ihn bezahlen lassen für das, was er Euch und meinem Volk angetan hat.«

»Majestät«, schaltete sich einer der Soldaten ein und machte einen Schritt vor. »Ihr dürft nicht ...«

»Schweig!«, schnitt Rielle ihm das Wort ab und deutete ihm mit einer Geste, auf seinem Platz zu bleiben, ohne dass sie Raymo aus den Augen ließ. »Und was erwartest du als Gegenleistung, Caldäer? Warte, lass mich raten: dein Leben und die Freiheit.«

Raymo schüttelte den Kopf. »Nein, Euer Majestät, ich weiß sehr wohl, dass mein Leben ein für alle Mal verwirkt ist, für die Angriffe auf die Festungen Eures Gatten auf Kutera. Alles, was ich mir davon verspreche, sind Genugtuung und Rache an dem Schlächter meines Volkes, damit ich im Jenseits meinen Ahnen mit Stolz begegnen kann und hocherhobenen Hauptes.«

»Was, wenn du dich überschätzt?«, fragte die Königin. »Was, wenn nicht du ihn, sondern er dich besiegt?«

»Dann können Euer Majestät ihn immer noch dem Henker übergeben«, sagte Raymo. »Aber das wird nicht geschehen. Das schwöre ich bei allen Göttern Prtwyns.«

Rielle neigte den Kopf zur Seite, nachdenklich.

»Ich halte das für keine gute Idee, Majestät«, sagte der Soldat, der eben zur Vorsicht gemahnt hatte. »Das Risiko ist zu groß. Was, wenn es nur eine Finte von dem Barbaren ist? Ein Versuch, sich freizukämpfen?«

Die Königin stieß ein geringschätziges Schnauben aus. »Ihr seid ein ganzes Dutzend. Sie sind nur zu zweit. Durch Tage der Entbehrung und der Folter geschwächt. Ach, und erwähnte ich schon ›nackt und unbewaffnet?‹ Sag mir, Hauptmann, muss ich mir Gedanken machen über die Kompetenz meiner Leibgarde?«

Der Soldat stand stramm und setzte sein entschlossenstes Gesicht auf. »Natürlich nicht, Euer Majestät!«

»Gut«, sagte Rielle. »Dann bindet die beiden jetzt los. Ak Sokay von einem Wilden aus Calda mit bloßen Händen zu Tode prügeln zu lassen ... eine größere Demütigung kann ich mir für den feigen Verräter beim besten Willen nicht vorstellen.«

Sie wandte sich wieder an Raymo. »Ich habe dein Wort, dass du dir Zeit lässt?«

»Mein Ehrenwort.«

»Falls du mich enttäuschen solltest, wird dein Ende schlimmer sein als jenes, das ich für ihn vorgesehen hatte.«

Lizia konnte vom Turmfenster aus sehen, mit welcher Anspannung zwei der Soldaten unter den wachsamen Blicken ihrer Kameraden Raymo von dem Kreuzbalken losbanden. Raymo torkelte zwei Schritte, seine vom langen Stehen geschwächten Beine zitterten.

Um ak Sokay war es noch schlechter bestellt. Sobald er losgebunden war, fiel er nach vorne auf die Knie und musste sich mit beiden Händen auf dem Boden abstützen.

Die Soldaten hatten einen Kreis gebildet – die Spitzen ihrer langen Speere nach innen gerichtet. Rielle befand sich außerhalb des Kreises, noch einmal gesondert vom Hauptmann ihrer Leibwache und einem zweiten Soldaten geschützt.

»Steh auf, du Hund!«, knurrte Raymo. »Oder willst du, dass ich dich zertrample wie einen Mistkäfer?«

Sichtlich unter großer Anstrengung hob ak Sokay den Kopf. In seinem geschwollenen Gesicht war keinerlei Regung zu erkennen. Sein Atem ging schwer.

Lizia konnte sehen, dass ihre Schwester die beiden Männer mit fast schon lüsterner Faszination betrachtete.

»Ich glaube, Sokay braucht einen Ansporn«, sagte Rielle in die Runde und richtete ihre anschließenden Worte an den Knienden: »Sollte es dir umgekehrt gelingen, den Caldäer zu erschlagen, gewähre ich dir auf der Stelle einen schnellen Tod.«

Wie auf ein Signal hin, ganz so, als hätte das Versprechen der Königin ihn mit neuer Kraft erfüllt, stürmte ak Sokay aus der Hocke heraus mit gesenktem Kopf und einem brachialen Schrei auf Raymo ein. Er überraschte ihn damit und rammte ihm die Schulter in den nackten Bauch, schlang seine Arme um ihn und schleuderte ihn rückwärts auf die steinernen Fliesen des Hofes.

Lizia konnte Raymos Ächzen bis hoch zum Fenster hören, und gleich darauf prügelte ak Sokay mit beiden Fäusten auf das Gesicht des unter ihm Liegenden ein.

Raymo brüllte zornig und bäumte sich mit dem ganzen Leib auf. Doch erst beim dritten Versuch und nach einem halben Dutzend eingefangener Schläge gelang es ihm, ak Sokay von sich herunterzuschleudern. Raymo blutete aus Nase und Mund; sein linkes Auge war bereits dick geschwollen. Er warf sich herum und sprang auf die Füße. Ak Sokay kam schon wieder auf ihn zu. Raymo wich aus und donnerte ihm die rechte Faust von oben herab in den Nacken.

Ak Sokay stolperte, vom eigenen Schwung und der Härte des Schlags getrieben, und rollte sich über den Boden ab. Schon im nächsten Moment war er wieder auf den Beinen und wirbelte herum – gerade noch rechtzeitig, um sich unter einem weit ausholenden Seitwärtshaken von Raymo wegzuducken. Er fegte mit dem rechten Fuß hart gegen Raymos Knie und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Doch Raymo nutzte das Abknicken zu einer schnellen Drehung und kickte mit hochgerissenem Schienbein ak Sokay so fest gegen die Rippen, dass der zur Seite torkelte.

Lizia sah, wie ihre Schwester vor beinahe schon kindlichem Vergnügen laut in die Hände klatschte, als Raymo nachsetzte und ak Sokay in einer blitzartig schnell ausgeführten Serie die Fäuste gegen Jochbein, Brust, Schläfe und Nase schlug. Blut und Schweiß spritzten. In Raymos Augen flammte die pure Mordlust.

»Nimm das!«, brüllte Raymo mit einem Tritt zwischen ak Sokays nackte Schenkel. »Für all meine toten Brüder in Calda!«

Ak Sokay klappte zusammen vor Schmerz und hielt sich Glied und Hoden mit beiden Händen.

»Und das!«, fuhr Raymo fort und trat ak Sokay mit dem Knie mit voller Wucht gegen den Brustkorb. »Für meine Schwestern und all die unschuldigen Kinder!«

Rielle jauchzte begeistert.

Raymo sprang um ak Sokay herum, umklammerte ihn von hinten mit der Armbeuge fest am Hals und drückte unbarmherzig zu. Ak Sokay versuchte, sich strampelnd und nach hinten schlagend aus dem Würgegriff zu befreien, doch Raymo stand mit gespreizten Beinen sicher auf den Füßen und schleuderte ak Sokay hin und her wie eine Puppe. Schon bald lief ak Sokays blutverschmiertes Gesicht dunkel an; er röchelte und seine Gegenwehr wurde immer fahriger.

»Nicht so schnell!«, rief Rielle. »Du hast mir einen langen, qualvollen Tod versprochen.«

Doch Raymo hörte nicht. Er drückte weiter zu.

»Aufhören, habe ich gesagt!« Rielles Stimme kippte über vor Wut darüber, dass der Caldäer nicht gehorchte.

»Trennt sie!«, befahl sie den Wachen, fast schon hysterisch. »Beeilt euch! Ehe Sokay tot ist.«

Vier der Soldaten sprinteten nach innen, einer von ihnen holte mit dem Speerschaft aus, um ihn Raymo gegen den Kopf zu schlagen. Doch zu Lizias Überraschung landete der Schlag nicht.

Aber es war nicht Raymo, der ihn abging – es war ak Sokay! Mit der Schnelligkeit einer zuschnappenden Schlange packte er den Speer mit seinen eben noch scheinbar so kraftlosen Händen, ent-riss die Waffe dem Soldaten mit einem kräftigen Ruck und rammte ihm die Spitze von unten durch den Kiefer in den Schädel. Die Wucht war so groß, dass die Augen aus den Höhlen platzten.

Fast gleichzeitig ließ Raymo von ak Sokay ab, setzte einen zweiten Soldaten mit einem brutalen Schlag mit dem Ellbogen gegen den Kehlkopf außer Gefecht und entwaffnete den röchelnd zu Boden Stürzenden, nur um noch in derselben Bewegung den neu ergatterten Speer dem nächsten Mann in den Unterleib zu stoßen.

Ak Sokay hatte währenddessen den vierten Soldaten durch einen wuchtigen Stich in den Brustpanzer ausgeschaltet.

Alles war so schnell gegangen, dass Rielle erst jetzt voller Panik rief: »Tötet sie!«

Ak Sokay wirbelte herum und schleuderte den blutigen Speer nach ihr. Sie stieß ihren Hauptmann in die Flugbahn. Der Speer bohrte sich ihm in den Bauch und er sackte mit einem Schrei auf die Knie, Blut aus seinem aufgerissenen Mund sprudelnd.

»Schützt eure Königin!«, befahl Rielle und rannte zur Hoftür. Zwei ihrer Männer folgten ihr. Die übrigen fünf schlossen sich gegen Raymo und ak Sokay zu einer Phalanx zusammen; die Schilde nebeneinander Rand an Rand, wie eine Mauer, darüber die Speere, mit ihren scharf funkelnden Spitzen auf die beiden nackten Männer gerichtet.

Raymo lachte wild auf und fasste den eigenen Speer mit beiden Fäusten. Ak Sokay griff sich das Schwert eines der zu seinen Füßen sterbenden Soldaten.

Lizia beobachtete die beiden Krieger mit neuer Hoffnung.

Wie zwei Bestien sahen sie aus. Zottiges verfilztes Haar, die schmutzigen und geschundenen Körper über und über mit dem Blut der königlichen Wachen bedeckt. Furchteinflößend.

Lizia wunderte sich nicht, dass die Soldaten keinerlei Anstalten machten, vorzurücken, sondern lediglich die Stellung hielten, um die Flucht ihrer Königin zu decken. Auf seltsame Weise fasziniert sah sie dabei zu, wie Raymo und ak Sokay sich jetzt in Bewegung setzten. Langsam ... lauernd ... zu beiden Seiten weg.

Die Männer in der Phalanx wurden unruhig. Offenbar waren sie unschlüssig, wie sie reagieren sollten.

Raymo und ak Sokay beschleunigten ihre Schritte.

»Greift an, ihr Idioten!«, rief der sich am Boden vor Schmerzen windende Hauptmann angestrengt, während er mit blutnassen Händen vergeblich versuchte, den Speer aus seinem Bauch zu ziehen. »Ehe sie euch in die Flanken fallen!«

Doch da war es bereits zu spät. Raymo und ak Sokay hatten sich schon zu weit voneinander entfernt, um sie noch auf einmal

angreifen zu können. Die Phalanx musste sich aufteilen. Zwei Mann in Richtung ak Sokay, drei in Raymos.

Noch ehe die Soldaten der königlichen Leibgarde bis auf zehn Fuß an einen der beiden herangekommen waren, schleuderte Raymo seinen Speer. Aber er schleuderte ihn nicht auf die drei Gegner, die auf ihn zukamen. Stattdessen traf er einen der beiden, die ak Sokay angriffen, in die ungeschützte Seite.

Noch im selben Moment warf sich ak Sokay mit einem lauten Brüllen auf den zweiten, der für einen Augenblick vom Tod des Kameraden an seiner Seite völlig überrascht war – und damit leichte Beute für den ehemaligen General. Ak Sokay fasste den Speer des Soldaten mit der freien Linken und rammte dem Mann sein Schwert ins Gesicht. Ohne auch nur einen Wimpernschlag lang innezuhalten, warf er Raymo den Speer zu und stürmte von der Seite her auf dessen drei Angreifer zu.

Lizia war wie gebannt von der gleichermaßen wortlosen wie tödlichen Verständigung zwischen den beiden Kriegern, die noch bis vor kurzem Erzfeinde gewesen waren. Sie mochten aus zwei völlig verschiedenen Welten stammen – dem rauhen Hochland Caldas und dem höfischen Twyddyn –, aber beide waren sie Krieger, Meister in der Kunst des schnellen und unbarmherzigen Tötens.

Von ak Sokays Attacke auf ihre Flanke überrumpelt, waren die übrig gebliebenen Soldaten gerade lange genug aus der Fassung gebracht. Raymo genügte es vollends, dass der mittlere unentschlossen seinen Schild hin- und herschwenkte. Ohne zu zögern, stieß er seinen Speer mitten hinein in die Lücke und rammte gleichzeitig den linken Soldaten so hart mit dem Oberkörper, dass der strauchelte. Raymo nahm sich nicht die Zeit, den Speer wieder aus dem Leib des mittleren zu ziehen, sondern sprang dem linken hinterher, riss ihm den Helm vom Kopf und erschlug ihn damit. Schnelle und kurze Schläge, aber dermaßen fest, dass ihm das Blut des Gegners gegen die Brust und ins Gesicht spritzte.

Gleichzeitig hatte ak Sokay dem letzten Soldaten mit einem Tritt den Schild heftig gegen das Nasenbein geschmettert, so dass

der benommen torkelte und nicht mehr reagieren konnte, als ak Sokay ihm die Klinge seines Schwerts von oben durch das Fleisch des Nackens in den Brustkorb hinabtrieb.

»Zu Königin Liziana!«, rief ak Sokay, während er die Klinge wieder herauszog.

Von außerhalb des Gefängnishofs erklang das Gellen mehrerer Hörner.

»Dafür bleibt keine Zeit«, erwiderte Raymo und bewaffnete sich ebenfalls mit einem Schwert. »Bis wir oben bei ihr im Turm sind, ist Rielle längst mit Verstärkung zurück, und wir sitzen in der Falle. Wir müssen von hier weg. Jetzt!«

Ak Sokays Miene wurde finster und sein Mund verengte sich, dann aber nickte er.

»Das könnt ihr nicht tun!«, rief Lizia durch das Fenster hinab und umklammerte die Gitterstäbe so fest, dass das Weiß ihrer Knöchel hervortrat. »Ihr dürft mich nicht zurücklassen!«

Statt ihr zu antworten, wandten Raymo und ak Sokay sich ab und rannten durch die Hoftür hinaus.

»Kommt zurück!«, schrie Lizia mit aller Kraft. »Kommt zurück!« Sie fühlte, wie sich ihr Herz überschlug vor Verzweiflung und wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Heiß rannen sie über ihre kalten Wangen, wo das Leder ihrer Maske sie trank.

ASH

Gutney

Genau betrachtet war fast die gesamte südliche Hälfte der Insel Gutney, die in sich selbst beinahe so groß war wie ganz Prtwyn, ein einziger gigantischer, brodelnder Vulkan. Sie war so

dicht mit Kegeln übersät wie der Rücken einer Warzenkröte. Der mächtigste dieser vielen Kegel, der mit seiner Grundfläche mehr Raum einnahm als Twyddyns Hauptstadt Dunuum mitsamt aller Vororte, war am Tag des Weltendonners bei seiner Explosion von innen heraus geborsten wie eine Blütenknospe aus Stein und ragte nun in zwei Hälften gespalten in die Höhe. Aus zahllosen Rissen, Kluften und Löchern in seinen felsigen Wänden floß brennende, breiige Lava in Strömen, und gewaltige Säulen schwarzer Asche stiegen wallend nach oben, wo sie Tag für Tag und Nacht für Nacht das rußige und im Widerschein des Feuers rot glimmende Dunkel des Himmels nährten, so dass nicht ein einziger Strahl Sonne mehr den Boden der Welt erreichte.

Ash stand im Herzen des gewaltigen Kraters auf einem lotrecht abfallenden Felsvorsprung und starrte nachdenklich an den Spitzen seiner zerschlissenen Schuhe vorüber hinab auf den rotgoldenen See aus flüssigem, brennendem Gestein. Die aus der Tiefe wie aus der Esse einer titanenhaften Schmiede emporsteigende Hitze sengte ihm das Gesicht, und die Augen tränten ihm; es war schon einige Zeit her, dass er sie als Abwechslung zu der seit Jahren anhaltenden Kälte willkommen geheißen hatte.

Über das ewig rumpelnde Grollen des Berges unter seinen Füßen hinweg drangen aus dem breiten Tunnel hinter ihm die Geräusche schwerster Arbeit: das eifrige Hacken von Pickeln und das Schaben von Schaufeln, das Aufbrechen von Felsen und das Poltern von Geröll.

Hunderte Seewölfe, die Ash aus der Normark hierherbegleitet hatten, und um ein Vielfaches mehr an Männern, Frauen und Kindern aus Gutney waren am Werk, das ihnen so heilig war, wie es Ash, an dem die Zweifel nagten wie Ratten an den Resten eines Kadavers, unheilig vorkam.

»Gott will Euch sprechen, Ash, mein Herr und Gebieter.« Þóra war von hinten an ihn herangetreten, ohne dass er sie in dem umgebenden Lärm kommen gehört hatte.

Ash zögerte eine Weile, ehe er sich zu ihr umdrehte und sie lange stumm betrachtete. Seit der Entdeckung des Drachen unter dem Geröll hatte Þóra wieder ihre frühere Schönheit zurückerlangt; all die Spuren der Mühsal ihrer langen Reise von der Küste Bo'Merans über Siáland und die Normark hierher nach Gutney waren verschwunden.

»Ash? Gott will Euch sprechen«, wiederholte sie, scheinbar unsicher, ob er sie beim ersten Mal gehört hatte.

»Er ist nicht mein Gott«, sagte Ash.

»Er ist es jetzt, mein Gebieter«, erwiderte Þóra mit einem liebevollen Lächeln. »Unser einziger Gott.«

»Du bist dir sicher?«

Sie nickte entschlossen. Ihr Gesicht wurde ernst. »Alle anderen Götter haben uns verlassen oder sind schon lange tot.« Sie nahm ihn bei der Hand. »Kommt.«

Er ließ sich von ihr führen, wie so oft in der letzten Zeit. Sie gingen von dem Krater weg in den Tunnel hinein, aus dem ihnen Dutzende von Arbeitern mit Säcken und Schubkarren voller Geröll entgegenkamen, um den Schutt über den Rand der Kraterklippe in den Lavasee zu kippen.

Auf halber Strecke trafen Ash und Þóra auf Dulf Einhand, den Anführer der Normarker. Er verneigte sich vor Ash. »Die Arbeit geht gut voran, aber es wird noch Wochen dauern ...«

»Sind die Leute ausreichend versorgt?«, fragte Ash.

Dulf Einhands Miene verfinsterte sich. »Meine Männer müssen immer weiter hinausfahren, um ausreichend Fisch für alle zu fangen. Die Fahrten werden zusätzlich erschwert durch immer mehr Eis auf dem Meer.«

»Verdopple die Schiffe und die Mannschaften«, sagte Ash. »Und lass die Hälfte des Fangs räuchern, um vorgesorgt zu haben, falls wir hier festfrieren sollten.«

»Wenn ich Schiffe und Mannschaften verdopple, fehlen uns die Männer hier beim Graben und Entsorgen des Gerölls«, gab der einarmige Seewolf zu bedenken.

»Die Männer werden uns zweifelsohne auch fehlen, wenn sie hierbleiben und beim Schuften verhungern«, sagte Ash. »Die Leute müssen essen, um am Leben zu bleiben, und sie am Leben zu erhalten hat für uns alle die oberste Priorität.«

»Unsere wichtigste Aufgabe ist es, Gott zu befreien«, schaltete Þóra sich ungeduldig ein. Ihre Augen hatten sich vorwurfsvoll geweitet, so als hätte Ash ihrem Gott gelästert.

»Und wer soll *Gott* befreien, wenn wir alle verreckt sind?«, fuhr Ash sie an, wütender, als er wollte. Die Art und Weise, mit der er das Wort Gott aussprach, hatte etwas Verächtliches. Es tat ihm leid, zu sehen, wie Þóra zusammenzuckte vor Schreck, und er wollte schnell etwas Tröstendes hinzufügen, aber ihm fiel nichts ein. Stattdessen wandte er sich an Dulf Einhand. »Du kennst deinen Befehl!«

»Sehr wohl, Rēfa«, antwortete der Seewolf knapp und verneigte sich erneut, ehe er sich daran machte, die Anordnung auszuführen und zusätzliche Mannschaften zum Fischfang abzukommandieren.

Ash ging weiter in den Tunnel hinein. Er drückte Þóras Hand, als Zeichen dafür, dass er seinen Ausbruch von eben bedauerte. Sie zögerte, doch schließlich nahm sie die Entschuldigung an, indem sie den Druck sanft erwiderte.

Sie erreichten den Berg aus Schutt und Geröll.

Von dem Drachen darunter war gerade einmal der Kopf befreit, der lange schlangenförmige Hals und eine seiner Klauen. Ash kam nicht umhin, wie jedes Mal die furchteinflößende Schönheit der gewaltigen Kreatur zu bewundern. Die trotz des Drecks und des getrockneten Bluts schimmernden Schuppen, das bernsteinrote Leuchten der Augen, von denen jedes so groß war wie ein aufrecht stehender Mann.

»Aaaaah, da bist du ja endlich, mein Sohn!« Obwohl die Macht der Stimme des Drachen den Fels um sie herum zum Erbeben brachte, konnte Ash die erschöpfte Schwäche darin hören. Doch den Männern, Frauen und Kindern um sie herum war sie einschüchternd genug, dass sie erstarrten. »Du hast mich warten lassen.« Der Ton verriet, dass der Drache ungehalten darüber war.

»Ein für alle Mal: Ich bin nicht dein Sohn«, sagte Ash – ebenso ungehalten – und wandte sich an die Arbeiter, die sich um ihn herumgestellt hatten wie Zuschauer bei einem Bühnenstück. »Lasst uns bitte allein, Leute! Macht eine Pause. Esst, trinkt, ruht euch aus. Ihr habt es euch allemal verdient.«

Die Leute waren unsicher, ob sie gehorchen sollten. Ihre Blicke suchten den Drachen.

Der nickte schwach mit dem gewaltigen Kopf, so gut es der Schutthaufen auf seinem Nacken zuließ. »Tut, was er euch sagt, meine Diener. Lasst uns allein.«

Erst jetzt legten sie ihre Werkzeuge aus den Händen und schlurften erschöpft in die Richtung, aus der Ash und Dóra gekommen waren.

»Was willst du?«, fragte Ash, als sie alle gegangen waren.

»Dein Respekt mir gegenüber lässt zu wünschen übrig, mein Junge«, knurrte der Drache unwirsch.

»Was erwartest du?«, fragte Ash. »Du hast mich von Anfang an belogen.«

»Nein«, widersprach der Drache. »Gelogen habe ich nie. Ich habe dir nur nie die ganze Wahrheit gesagt und dich glauben lassen, was du glauben wolltest. Das musste ich tun.«

»Warum?«

»Du hättest sonst nie den ganzen Weg hier hoch in den Norden auf dich genommen.«

»Ich bin hier, weil du versprochen hast, der Welt das Licht zurückzubringen.«

»Und das werde ich«, sagte der Drache. »Schließlich bin ich Tagdh, der Gott allen Lichts.«

»Warum ist es dann noch dunkel?«, verlangte Ash zu wissen. »Nichts hat sich geändert.«

»Geduld, mein Sohn. Zuerst muss ich frei sein und meine alte Kraft wiedererlangen. Doch dazu benötige ich noch etwas. Etwas, das nur du mir beschaffen kannst.«

»Und das wäre?«

»Ein Herz«, sagte der Drache.

Ash glaubte, er habe sich verhört. »Ein Herz?«

»Ja, ein Herz.«

»Was für ein Herz?«

»Ein ganz besonderes Herz, natürlich, mein Sohn. Das Herz meines Bruders Nykht. Es wird mich heilen, und dann werde ich euch die Sonne zurückbringen.«

Ash gab ein verächtliches Schnauben von sich. »Wenn es weiter nichts ist ...«

»Wo finden wir das Herz, oh Herr?«, fragte Þóra.

»Dort, wo es noch immer schlägt«, sagte der Drache. »In meines Bruders Brust. Ash muss ihn für mich töten und ihm das Herz herausschneiden.«

»Ich, Ash Hanson, friedlicher Mönch, soll einen Drachen töten?« Ash lachte leise, aber spöttisch.

»Ja«, sagte Tagdh. »Doch dafür brauchst du Lugnir, den Speer aus alter Zeit. Das ist die einzige Waffe, mit der ein Mensch einen Drachen töten kann.«

»Ah, der Speer Lugnir«, sagte Ash und öffnete seine verdreckte Kutte. »Warte, ich habe ihn bei mir. Er muss hier irgendwo sein.« Er tat, als würde er seine Taschen durchsuchen. »Ach warte, nein, doch nicht. Ich muss ihn irgendwie verlegt haben.«

»SPOTTE NICHT, DU WURM!«, brüllte der Drache mit einem Mal so laut, dass der ganze Berg über ihnen erzitterte. Felsen brachen aus der Decke und fielen um sie herum krachend zu Boden.

»Ja, bitte spottet nicht, mein Gebieter!«, flehte Þóra Ash an. »Erweckt nicht den Zorn unseres Gottes. Er ist unsere einzige Chance, jemals wieder das Licht der Sonne zu sehen.«

»Das glaubst du wirklich?«, fragte Ash unbeeindruckt.

»Ja, Herr«, sagte sie. »Mit jeder Faser meines Seins. Hört Euch bitte zumindest an, was er zu sagen hat.«

»Ich habe gehört, was er gesagt hat«, meinte Ash. »Ich soll einen mystischen Speer finden, damit einen Drachen töten, ihm das Herz herausschneiden und es einem anderen Drachen zu fressen

geben, auf dass es ihn heilt und er uns die Sonne wiederbringt. Klingt das alles für dich nicht ein bisschen sehr, sehr seltsam, Þóra? Klingt das nicht vielmehr wie ein Kindermärchen?«

Þóra deutete auf den Geröllhaufen und die darunter liegende Kreatur. »Hättet Ihr denn früher gedacht, dass Drachen wirklich existieren, mein Gebieter?«

»Nein«, gab Ash zu.

»Und doch liegt hier einer genau vor Euch«, sagte Þóra. »Er spricht nicht nur mit Euch, er hat Euch auch aus weiter Ferne geradezu hierhergeführt. Und dabei hat er seine übernatürliche Kraft mehr als einmal unter Beweis gestellt. Warum also sollte er jetzt von Euch verlangen, seinen Bruder zu töten und ihm sein Herz zu bringen, wenn es nicht in Eurer Macht läge, eben das zu tun?«

»Hör auf sie, mein Sohn«, sagte der Drache. »Es ist dein Schicksal. Ohne dich bin ich ... ist die Menschheit verloren.«

»Das soll ich wirklich glauben?«, fragte Ash.

»Ja«, sagte der Drache. »Ich schwöre, es ist die Wahrheit. So wahr mein Name *Tagdh* ist. Und du musst dich beeilen.«

»Warum?«

»Bei dem Duell mit Nykht habe ich meinen Bruder ebenso schwer verletzt wie er mich«, begann der Drache zu erklären. »Er ist zurzeit so schwach, wie ich es bin. Wehe uns, wenn er erst einmal wieder zu Kräften gekommen ist. Dann wird es dir nicht nur unmöglich sein, ihn zu töten, sondern er wird mit seinem dunklen Atem noch mehr der Ripper schaffen ... ganze Armeen. Und dann werden es nicht mehr bloß Dunkelheit und Kälte sein, die die Menschheit vernichten.«

Ash erinnerte sich an seine Begegnung mit den Rippern im Kloster seines Ordens. »Wo finde ich den Speer ... diesen ...?«

»Lugnir ist sein Name«, sagte der Drache. »Wie schon zuvor werde ich dich im Geist begleiten und dir den Weg weisen. Besteige eines der Schiffe und fahre nach Süden.«